

Der Schmetterling,

belletristisches Beiblatt zum „Spiegel.“

Nikolaus Lenau.

(Fortsetzung.)

In Nordamerika gefiel es ihm ganz und gar nicht. Anstatt des Weines hätten sie dort Eider (sprich Seider), worauf sich „leider“ reime. Und, ach, keine Nachtigall! — Es schiene von ernster, tiefer Bedeutung zu sein, daß die Amerikaner gar keine Nachtigall hätten. Das wäre wie ein poetischer Fluch. Eine Niagarastimme gehöre dazu, ihnen zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhaufe geschlagen werden. Im Wirthshause sei die lange Tafel, — an jeder Seite 50 Stühle — ganz mit Speisen, meist Fleisch, bedeckt. Da erschallt die Freßglocke, und 100 Amerikaner stürzen herein, keiner sieht den andern an, keiner spricht ein Wort; jeder stürzt auf eine Schüssel, frist hastig hinein, springt dann auf, wirft den Stuhl hin, und eilt davon: Dollars zu verdienen.

Niembsch wurde in Baltimore im Exchange-Hotel von einem deutschen Studenten, der ein guter Geiger war, dringend bestürmt, nur sogleich aus dem Bette weg, mit Guitarre (Niembsch spielte diese mit seltener Meisterschaft) und Violine auf dem Rücken, eine musikalische Fußreise nach Südamerika, Australien und Ostindien anzutreten. Niembsch aber kaufte sich lieber einen Schimmel und ritt durch die Urwälder nach Economy (Ekonomey) in Pensylvanien. Am 26. Oktober 1832 erkaufte er 400 Morgen Urwald in Crawford County, und überließ diese einem, mit ihm nach Amerika gewanderten Zimmermeister aus Würtemberg, auf dessen Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit er große Stücke hielt, auf 8 Jahre in Pacht. — Während der langen Ueberfahrt nach Amerika hatte Niembsch, wegen des ewigen Pöckelfleischessens, viel vom Scharbock zu leiden gehabt; der Nitt aber durch die dumpfen Urwälder in vorgerückter Jahreszeit, in einem ohnehin feuchten, nebelhaften Klima, zog ihm ein zwar ungesährliches, aber höchst fatales rheumatisches Leiden zu, das ihn bis zum Frühjahr fast immer im Bette hielt. Dann aber machte er sich rasch auf, besuchte den Niagara, das Hauptziel seiner Reise, und kehrte über Newyork nach Europa zurück, wo er bei Bremen die heimathliche Erde betrat, und jeden Stein vor Entzücken an die Brust pressen wollte. Die dichterischen Früchte dieser Reise waren: seine Atlantika, der Indianerzug, die drei Indianer, der Urwald, das Blockhaus, Niagara u. a. m., ins-

besondere auch die Meeres- und Matrosenscenen im Faust.

Auch die folgende Zeit nach dieser seiner größten Reise bis zu seiner traurigen Erkrankung im Herbst 1844 war ein ewiges Wandern, Niembsch war von Zugvogelnatur. Wie früher zwischen Wissenschaft und Wissenschaft, trieb es ihn nun zwischen Wien und Stuttgart, wo er sein Nestchen bei Freund Reinbeck, dem Schwiegersohne des Geheimraths Hartmann, immer bereit fand, beständig hin und her. Uebrigens gebrach es ihm glücklicherweise nicht an Reiseanlässen, da seine lyrischen Gedichte bis zum Jahre 1844 die große Zahl von sieben Auflagen erlebten, und auch „Faust, Savonarola und die Albigenser“ zweimaliger Ausgaben sich zu erfreuen hatten, und weil auch endlich noch zwei Jahrgänge eines Frühlingsalmanachs von ihm in die Welt geschickt wurden, wobei er etwas darein setzte, die Korrekturen am Druckorte selbst zu besorgen. — Es muß hier genügen, nur die wichtigsten Erlebnisse dieser Epoche im Vorüberfluge zu berühren. Das bei weitem Wichtigste darunter ist jedoch, daß er nach seiner Wiederkunft nach Wien im Herbst 1833, wo Alles nach der Bekanntheit des plötzlich berühmt gewordenen jungen Dichters geizte, allzuspät eine Frau kennen lernte, die, wäre sie noch Mädchen gewesen, ihm vielleicht sein Himmel auf Erden geworden sein würde.

Weiter jedoch! — Im April 1834 begann Niembsch auch ein bißchen zu rezensiren. Er hielt dieß für keine üble Studie; man erbelle und befestige dabei seine Kunstansichten. So sandte er an die allgemeine Literaturzeitung von Halle den Versuch einer Bestimmung, was eigentlich Naturpoesie sein müsse.

Im August 1834 machte er mit Freund Reinbeck und dessen Gemahlin eine Reise von Stuttgart über München und Salzburg nach Gmunden, wo sie den Dichter Schleifer angenehm überraschten; von dort führen sie zum erhabenen romantischen Hallstatt an seinem dunkeln, schweigsamen, sternenschimmernden See, dann zum freundlich modernen Ischl, und endlich zum schönsten Wassersturze Salzburgs, bei Golling, von wo Reinbecks über Baierns eintönige Flächen nach Schwaben zurückkehrten, Niembsch aber durch die herrliche Obersteiermark über Leoben und Bruck an der Mur das reizende Mürzthal hinan nach Neuber am Fuße der mächtigen Schnealpe reiste, wo ich mich eben in Amtsgeschäften befand. Ich traf ihn trefflich aussehend. Ein paar Tage

darauf eilte er nach Wien, aber am 22. September, als ich ihn für den Michelstag auf eine edle Gensenjagd nach Neuberg zurück einlud, konnte er schon nicht mehr bestimmt zusagen, weil er wieder etwas fieberte.

Damals wohnte er ganz allein in meinem Quartier, weil meine Frau mit den Kindern eben auf dem Lande war, und es ließ ihn daher meine Mutter, nur um ein Stockwerk höher, durch ihre Magd bedienen. Niembösch gefiel sich manchmal darin, diese durch starre Blicke und Gesichtszerrungen in die Flucht zu jagen. „Jesus, Maria! — rief sie dann — der Herr von Niembösch ist gerade verrückt! Was er für Gesichter schneidet und wie er schaut!“ — Ja, male nur den Teufel an die Wand, und er kommt, über kurz oder lang, lebhaftig!

Trotz seiner Unpäßlichkeit reiste Niembösch nach Neuberg, und wir kletterten hinter Mür steig in die, wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem zerfallenen Titannenschloß, „die Burg“ genannten Hochfelsen auf Gensfen. Auf der Rückreise nach Wien ließ Niembösch seine einzige Handschrift des Faust und einen Meeresschaumkopf in der Seitentasche einer Postkalesche stecken. Er wollte über jenen Verlust schier verzweifeln. Glücklicherweise aber ward man gegen Aufopferung des Kopfes bald Fausts wieder habhaft, und so konnte dieser, größtentheils schon vollendet, im November zu Wien einem Kranze von Dichtern vorgelesen werden, worunter auch Grillparzer, der den Verfasser „Deutschlands Dante“ nannte. Im Sommer des nächsten Jahres 1835 besuchte Niembösch wieder das liebgewonnene Neuberg, bestieg die Schneealpe, wohl eine der schönsten der Welt, und den riesigen Hochschwab, dessen krystallenes Blut in vielen weißschäumenden Strömen ins Salzthal stürzt. Im Ischler Bad brachte Niembösch später beinahe alljährlich ein Paar Herbstwochen zu.

Am 28. September 1839 schrieb er mir plötzlich aus Ischl:

„Geliebtester Bruder!

Späten, aber herzlichen Dank für deine treuen Wünsche zu meinem Geburtstage. Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau und noch immer ledig. Was glaubst Du, sollt' ich nicht ein Weib nehmen? wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannslied, zuruft:

„Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib!“ — —

Willst nicht Du so gut sein und solchen Ruf an mich ergehen lassen? In Dingen, welche Glück brauchen, soll man sich immer auffordern lassen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo, ist, wenn davor kopulirt werden soll, auch so eine Art Spieltisch. Unbegreiflich leicht-

sinnig heirathen die Weiber ins Gelage hinein; ich bewundere die Entschlossenheit, womit sie das Schauerliche beginnen. Also, Bruder! überleg' Dir's, und sage mir im Oktober, wo ich dich sehen werde, was Du denkst. Der Gegenstand meiner kühnen Schicksalshypothese ist“

Es war eine berühmte Künstlerin. — Die Verbindung unterblieb.

Wir stehen nun an der Schwelle des für Niembösch so furchtbaren Jahres 1844. Schon Ende März war er nach Stuttgart gereiset, um dort die siebente Auflage seiner lyrischen Gedichte, dann nebstbei eine zweite seines Savonarola und seiner Albigenfer zu besorgen. Weiters beschäftigte er sich auch noch mit einem episch-dramatischen Gedichte: Don Juan, womit er bis Ende Sommers wirklich fertig ward. Man kann sich hieraus leicht einen Begriff seiner übermäßigen geistigen und körperlichen Anstrengung machen.

Ende Juli ging er nach Baden-Baden, und wollte von dort noch weiter in ein Seebad, etwa nach Scheveningen in Holland. Wer weiß — äußerte er — ob ich noch im Stande sein werde, etwas Tüchtiges zu schreiben? Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab.“ — In Baden erfuhr er die Nachricht von seines innigen Freundes, Alexanders Grafen von Württemberg, Tod, dort sah er aber auch in den ersten Tagen des Juli zum ersten Male ein überaus achtbares Fräulein aus Frankfurt am Main, und schon Anfangs August überraschte die Augsburgische Allgemeine Zeitung alle Welt mit der Kunde von seiner bereits erfolgten Verlobung mit diesem Fräulein. Um die Zeit seines Geburtstages (er war am 12. August 1844, 42 Jahre alt geworden) kam er nach Wien, um seinen Freunden und Bekannten jenes Ereigniß zu bestätigen.

Niembösch war beinahe schon krank in Wien angelangt. Starke Nachtschweisse schwachten ihn noch mehr, so daß er, der früher so rüstige Traunstein- und Hochschwab-Besteiger, jetzt sich nur unter vollster Erschöpfung auf die so niedrige, nur sogenannte, Sophienalpe unweit Wien zu schleppen vermochte. Auch war seine Stimmung eine ungewöhnlich unsichere, bald sehr mild, bald wieder, und zwar sehr plötzlich und ohne besondern Grund, ungemein heftig. Die Wiener sahen ihn unter solchen Umständen nicht ohne einige Besorgniß nach Frankfurt zu seiner Hochzeit abreisen.

Er fuhr am 15. September 1844 auf dem Dampfboot nach Linz ab. In der Nähe von Linz saß dieses auf einer Sandbank fest. Bei der Flottmachung arbeitete Niembösch durch zwei Stunden auf das Angestrengteste mit, was ihn noch mehr schwächen mußte. Von Linz setzte er seine Reise nicht zu Dampfschiff über Regensburg gegen Frankfurt fort, sondern eilte

unausgesetzt im Eilwagen über München nach Stuttgart, um die Verzinsung jenes Kapitals zu erlangen, gegen welches er seine bisherigen Werke der Verlags-Buchhandlung vollständig abgetreten hatte. Schon am 20. kam er dort an. Sein Anliegen stieß aber wegen Abwesenheit eines der Mitinteressenten der Buchhandlung auf Schwierigkeiten, und so befand er sich am 29. September noch alldort.

Als er da mit dem gastfreundlichen Hofrath Reinbeck und dessen gütiger Gemahlin am Frühstücke saß, fiel ihm plötzlich das ganze Gewicht seiner Lage auf das Herz. Er sprang auf mit einem Aufschrei des höchsten Zornes und Kummers, und im gleichen Augenblicke fühlte er einen Riß durch sein Gesicht. Er ging an den Spiegel, sah seinen linken Mundwinkel in die Höhe gezerret, und die rechte Wange war total starr und gelähmt bis ans Ohr. Das Auge blieb zwar frei und beweglich, doch hatte es ein stieres und gläsernes Ansehen. Dieser Nervenschlaganfall, dafür hielt ihn wenigstens Niembisch, erfüllte ihn nun erst ganz mit den schwersten Besorgnissen für die Zukunft. Er erschien sich selbst wie ein vom Tode Bezeichneter; dieser hatte Hand an ihn gelegt, wie der Förster im Walde diejenigen Bäume anhaut, die bald gefällt werden sollen. Alle seine Hoffnungen auf häusliches Glück an der Seite einer edlen und liebevollen Frau schienen ihm in den Abgrund eines schreckenvollen Verhängnisses versunken, da ihn der Unfall gerade in dem Augenblicke getroffen, als er mit den letzten Anstalten zu seiner Verheirathung beschäftigt war. Die Gesichtslähmung verlor sich wieder allmählig binnen 14 Tagen. In der Nacht auf den 11. Oktober 1845 trat der erste stärkere Paroxismus von Tobsucht ein. Niembisch blieb ganz schlaflos, eine fürchterliche Angst und Verzweiflung bemächtigten sich seiner. Er schlug mit Fäusten gegen sich, Selbstmordsgedanken stiegen in ihm auf, und eine Menge der grellsten Gedanken und Bilder gingen durch seinen Kopf. In seiner Angst raffte er viele seiner Papiere zusammen und verbrannte sie in seiner Waschküchle. — Am Morgen darauf setzte er eine ganz gut abgefaßte detaillirte Geschichte dieser Nacht auf, verbrannte sie aber, da ihn ihre Vorlesung zu sehr angriff, auf Andringen seines Arztes. In der Nacht auf den 15. vollführte er abermals einen großen Lärm. Am 16. frühstückte er ziemlich aufgeregter mit seinen Gastfreunden, sagte hierauf, er müsse doch auch einmal wieder zu seinem Guarnerius greifen, spielte besonders schön darauf, begann aber plötzlich einen steirischen Ländler, tanzte dazu selbst und stampfte wüthend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Er wähnte sich vollkommen genesen, setzte sogleich über dieß Wunder einen Bericht für die Augsburger Allgemeine Zeitung auf, den er durchaus selbst auf die Post tragen wollte. Ein Freund und

ein Bedienter folgten ihm, und brachten ihn, da er sich unterwegs vor Ermattung auf den Boden legen wollte, in einem Wagen nach Hause. Er begab sich zu Bett und schien eingeschlafen zu sein, was aber nicht der Fall war, indem er in einem unbewachten Augenblicke den ersten Versuch machte, sich zu erdroffeln. Am 18. Oktober streckte er sich ganz erschöpft auf sein Sopha und behauptete, er fühle den Tod herannahen; er machte hierauf sein Testament, welches er wohl zehnmal abänderte und immer wieder zerriß, und als der Tod mittlerweile noch immer nicht kommen wollte, bat er inständigst um Gift, bis Abends, wo er zu schlafen verlangte. Da er niemand im Zimmer dulden wollte, wurde den Wächtern befohlen, vor der Thür stehen zu bleiben und auf jeden geringsten Laut und jede Bewegung Licht zu geben. Nach einer halben Stunde hörten diese ihn stöhnen, und die herbeisliegende Frau v. Reinbeck fand den Kranken fürchterlich entstellt aussehend, mit hervorgetriebenen blutunterlaufenen Augen, Kopfkissen und Sacktuch stark mit Blut aus Nase und Mund besleckt. Befragt darüber, was ihm begegnet sei, erwiderte er: „Weil Ihr mir kein Gift gegeben, hab' ich mich mit meinem Sackuche erdroffelt.“ — Am 18. ward ihm zur Ader gelassen. Am 20. entsprang er in seiner damaligen Parterwohnung aus dem Fenster im Hemd, und lief auf der Straße hundert Schritte weit, bis er ergriffen und zurückgebracht ward. Da er nun fortwährend tobte und weder Arznei noch Speise zu sich nahm, wurde er am 22. Oktober 1844 in die, drei Fahrstunden von Stuttgart entlegene, königl. Heilanstalt zu Winnenthal gebracht.

Am 21. Oktober erhielt ich durch Hofrath v. Reinbeck Nachricht von Niembischens trauriger Erkrankung, am 24. konnte ich bereits von Wien abreisen, und stand am 27. Mittags in Stuttgart, Tags darauf aber zu Winnenthal. Hofrath Dr. Zeller der Direktor der Heilanstalt, erfreute mich mit der Mittheilung, daß eben eine günstige Wendung der Krankheit eingetreten zu sein scheine. Er führte mich Nachmittags zu Niembisch, der mich erkannte, ohne aber von meiner Ankunft eben überrascht zu sein. Mit leiser heimlicher Stimme sprach er zu mir: „Es gibt eine Region in den menschlichen Nerven, die ewig unberührt bleiben sollte. Weh dem, der sie aufregt! Ich aber hab' es gewagt!“ — Erst am 6. November durft' ich ihn wieder besuchen. Ich fand ihn viel besser aussehend, auch recht heiter und klar. Er sprach eine volle Stunde über seine Krankheit, als ob er selbst sein Arzt gewesen wäre. Vorzüglich freute ihn, daß er nun meistens heitere Phantasien hätte, statt der früheren furchtbaren. Er hörte Vögel singen, Meisen am Fenster picken, sah Wildgänse fliegen, wandelte in schönen Gebirgsgegenden, und in Tempeln unter großen Männern, besonders sprach er

viel mit Göthe, der über seine österreichischen Kernausdrücke oft weidlich lachte. Er wollte mich bei sich behalten — Am 12. November kam ich wieder und durfte nun bis 3. Dezember unausgeseht zu Winnenden, dem Städtchen dicht am Schlosse Winnenthal, verweilen. Ich muß kurz sein und erwähne daher nur, daß Hofrath Zeller öfter mit Niembusch und mir im Garten, ja einmal sogar in der nahen Gegend lustwandelte, und damals die Hoffnung hegen zu dürfen glaubte, des Kranken Kopf wäre durchaus nicht gestört, es stünde die vollkommenste Herstellung in Aussicht, ohne daß ein trauriger Nachklang in seiner Seele zurückbleiben würde. Niembusch fühlte eine bei ihm ungewöhnliche Liebe zum Leben. „Nur nicht sterben! — rief er wiederholt, — ich lebe jetzt so gerne.“ Häufig gedachte er seiner Schwester Therese, ihrer Kinder, seiner Freunde, insbesondere seiner Seelenfreundin, jener Frau in Wien, mit welcher er im September und Oktober viele Briefe gewechselt hatte, und mit Rührung auch seiner armen edlen Braut. — Er vermochte sogar mit Aufmerksamkeit zu lesen, und zwar ein Büchlein seines Freundes und Arztes, Zeller, „das verschleierte Bild zu Sais.“ Viel Freude verschafften ihm auch von nah und fern herbeifliegende Briefe, unter denen sogar einer von einem ihm unbekanntem theilnehmenden Ritterfräulein in Jütland. Gleichwohl hatte er auch manchmal heftige Tobanfälle, wo er von den Wärtern gebändigt werden mußte. Bei einer solchen Gelegenheit rief er einmal aus: „Pfui, das ist schändlich! Zwei über einen;“ — und ein andermal sagte er zu seinem treuen Wärter Sachsenheimer, der dann und wann auch ein Gedichtlein machte: „Unerhört, daß ein Dichter den andern bindet!“ — Am 28. November kam Justinus Kerner nach Winnenthal; Niembusch hatte aber eben einen aufgeregten Tag, und sein Freund konnte ihn mit Dr. Zeller und mir erst am 29. gegen Mittag besuchen. Niembusch und Kerner umschlangen sich feurig, wie lang getrennt gewesene Liebende. Niembusch war ganz unbewölkt, und sprach so klar, daß Kerner mitunter ausrief: „Der ist ja weit gescheidter als ich!“ — Wir kamen Nachmittags wieder. Viel ward von den früheren seligen gemeinschaftlichen Tagen Niembuschens und Kerners in Weinsberg gesprochen. Als Abends Licht gebracht ward, und Niembusch den höchst ausdrucksvollen Schattenkopf Kerners an der Wand erblickte, ergriff er sogleich einen Bleistift und riß ihn nach, scherzend, er wolle sich so eine heitere Gesellschaft bilden. Als der, einige Zeit abwesend gewesene, Dr. Zeller wieder eintrat, trug uns Lenau ein Gedicht auswendig vor, welches er auf seiner Reise zwischen Zernolding und München, Nachts, auf dem rollenden Eilwagen, und schon sehr angegriffen, aus Vornitz gemacht hatte: ob er unter so feindlichen Umständen wohl

noch zu dichten vermochte? — Dr. Zeller schrieb es augenblicklich nach:

„Es ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele;
Doch trägt uns eine Macht von Stund zu Stund,
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sichert auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer —; wer mag daraus noch trinken?
Und zu den andern Scherben muß es sinken!“ —

(Schluß folgt.)

J. Stauff's Geständnisse.

Johann Stauff war am 3. Juni d. J. an die Straf- und Besserungs-Anstalt Marienschloß zu lebenslänglicher Haft abgegeben worden. Am 16. Juli d. J. machte er folgendes Geständniß: Indem er die Voreignisse des verhängnißvollen Tages als bekannt voraussetzte und darüber hinwegging, gelangte Stauff zu der fünften Nachmittagsstunde, um welche er der Gräfin seinen Abgang in's großherzogliche Palais melden wollte, deshalb hinaufging und hier die Thür sowohl zu ihrem Vor- als Wohnzimmer offen fand und eintrat. Im Wohnzimmer war die Gräfin nicht; er warf einen Blick in das Cabinet, dessen Thüre offen stand, auch hier sah er Niemand, wohl aber die Thüre zu dem braunen Eckzimmer angelehnt und vermuthete dort die Gräfin. Im Wohnzimmer war die obere Hälfte der den Secretär schließenden Klappe herabgelassen, sogleich waren die sonst verschlossenen Schublade, worin er die Werthsachen der Gräfin wußte, leicht aufzuziehen; Gelegenheit macht Diebe; ihn lockten die Kostbarkeiten und er konnte dem Gedanken, sich hier zu bereichern, nicht widerstehen. Er öffnete die Schublade und nahm nun, wie er angibt, ein goldenes Bracelet, ein anderes aus Goldfäden, zwei weitere von Bronze, ein Paar goldene Ohrringe, eine goldene Broche und eine dreifache Schnur weißer Wachsperlen und steckte diese Sachen, deren einen Theil sein Vater später geschmolzen habe und die sich fast alle in Etuis befanden, in seine Taschen. In diesem Augenblick erschien die Gräfin auf der Schwelle des Cabinets und eilte auf ihn zu; was sie ihm zugerufen, wisse er nicht mehr, aber der Schreck vor den Folgen

und die Besorgniß, durch einen Lärm der Gräfin nach außen ergriffen zu werden, habe ihn nur mit dem Gedanken, wie sich retten, erfüllt und in diesem habe er die Gräfin mit Kraft am Halse gefaßt und ihr beide Daumen in die Gurgel gedrückt. Sie suchte sich loszumachen, verwundete ihn, jedoch nur unbedeutend, an dem Ringfinger, er mußte für einen Augenblick sogar mit einer Hand loslassen, aber bei diesem Widerstand strengte er sich an, nur um so fester zu halten. Der Kampf fand in der Nähe des Secretärs statt. Nach 5 bis 7 Minuten sah er die Augen der Unglücklichen fest geschlossen, ihr Antlitz dunkelroth und fühlte ihre Glieder erschlaffen, er sah, daß sie todt war, ihn überfiel Angst, er ließ den Körper fallen, wobei der Kopf an die scharfe Kante der linken Ecke des Secretärs schlug und eine kleine Blutwunde erhielt. Nun eilte er hinaus, verschloß beide Thüren und lief aus dem Hause. Nachträglich darum befragt, gab Stauff an, daß die Rouleaux schon herabgelassen waren, als er in das Zimmer trat; im Kabinet sei das Rouleau auch in der Regel herabgelassen gewesen. Einen Schuh (der Gräfin, welcher im Kabinet gefunden worden) habe er während und nach seiner That nicht bemerkt oder vielleicht nicht darauf geachtet. Die gestohlenen Gegenstände habe er, vor dem Fortgehen, in seinem Bette verborgen. Auf dem Wege nach dem Palais trat er in das Frei'sche Wirthshaus und stürzte dort drei Schoppen Wein hinab. Das Palais betrat er um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr in der Angst, er komme vielleicht zu spät; allein die Tafel dauerte diesmal länger und der Graf kam erst um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr, wo nach Hause gefahren wurde. Als der Graf sich hier umkleidet und nach Oben ging, um seiner Frau vom Dessert zu bringen, war Stauff dadurch nicht besonders beunruhigt, weil er wußte, daß Niemand, auch der Graf selbst nicht, bei der Gräfin durch Klopfen sich Einlaß verschaffen durfte. Wirklich kam der Graf auch bald herab, bemerkend, seine Frau müsse ausgegangen sein, gab seinen Zimmerschlüssel an Stauff ab und verließ das Haus um 7 $\frac{1}{4}$ Uhr.

Jetzt beeilte sich Stauff, seinen inzwischen ausgearbeiteten Plan auszuführen, nämlich alle Spuren des Verbrechens durch Feuer zu vertilgen und sich selbst um's Leben zu bringen, wenn er dabei überrascht würde. Wegen des kühlen Tages hatte der Graf etwas Feuer im Ofen gehabt; von diesen noch glimmenden Kohlen holte er, nahm Zündspäne und Zündhölzer dazu und eilte hinauf, wo die Gräfin noch wie früher auf der rechten Seite lag. Nur der Weingeist habe ihm den Muth gegeben, die Leiche anzusehen und anzugreifen. Er stellte nun zuerst einen Stuhl vor die noch geöffnete Klappe des Secretärs, ergriff dann die Gräfin, deren Glieder noch ganz gelenk waren, richtete sie auf den vor die Klappe

gerückten Stuhl, legte ihre Arme auf die Klappe, so wie man thut, um den Kopf darein zu senken, legte diesen darauf, so daß sie mit dem Kopf vorwärts gebeugt saß und mit der Brust, Armen, Hals und Kopf auf der Mitte der Secretärsklappe auflag, gleichsam als ob sie schlief. Er schüttete vor den Kopf die Kohlen, Kienspäne und Papier und zündete sie an, dann legte er auf den Divan im Kabinet einen flammenden Kienspan, verließ die Zimmer, verschloß sie, nahm beide Schlüssel mit sich und warf sie in den Abtritt. Den Grund zu letzterem Verfahren wisse er selbst nicht, da er später die Schlüssel leicht in den Zimmern der Gräfin hätte niederlegen, und so einen günstigen Umstand für sich haben können — Stauff begab sich nun auf sein Zimmer, zündete hier ein Feuer im Ofen an, und legte in dieses die Etuis, in welchen sich die gestohlenen Schmuckfachen befunden hatten. Das Feuer wollte aber nicht recht brennen und verbreitete großen Dampf. Er fand, daß die Klappe des Ofenrohrs geschlossen war, öffnete diese, und nun flog der zurückgehaltene Rauch mit einem Male hinaus, welchen wohl Hauptmann von Stockhausen gesehen haben mag. Mehrere in der Ofenfachel liegende Schächtelchen mit Zündhölzern habe er vergessen, und diese habe man daher dann verkohlt vorgefunden.

Durch die in den Zimmern der Gräfin angezündeten Feuer wollte Stauff nur die Spuren seines Verbrechens vernichten, nicht bedenkend, wie weit sich diese Feuer ausdehnen könnten, und er widersprach allen etwa auf Anderweitiges bezüglichem Muthmaßungen und Annahmen. Als Frau Schiller im Hause erschien, will Stauff weder eine Mordabsicht gefaßt, noch viel weniger die Gräfin schon ermordet gehabt haben. Seine Unhöflichkeit gegen die Schiller sei nur ein Widerschein des hastigen und kurzen Tones gewesen, in welchem sie nach ihrem Manne gefragt. Der Glockenzug im Zimmer der Gräfin, sagte Stauff, sei während des Kampfes nicht berührt worden, und müsse wohl durch die Glut im Zimmer verkohlt und dann durch seine eigene Schwere herabgerissen sein. Stauff nahm ferner alle gegen den Grafen gesprochene Verdächtigungen als unwahr und erdichtet zurück, und bat diesen im Protokoll wegen der ihm angethanen harten Verunglimpfungen von Herzen um Verzeihung. Dem angeblich gegen den Grafen unternommenen Vergiftungsversuch aber widersprach er als erfunden und völlig ungegründet.

Die Schlucht!

Urpöglisch durch die Seele geht
Ein räthselhaftes Trauern,
Wenn man in wilden Klüften steht,
D'raus Wasser niederschauern.

Man denkt der Vorzeit fort und fort,
Und wie vielleicht vor Jahren
Die Blumen beider Ufer dort
Noch Spielgenossen waren.

Nun aber hält getrennt die Klust
Für immerdar die Kleinen;
Ein Wunder müßte nur den Duft
Zum Felsensteg versteinen,

Und wenn ein weißer Schmetterling
Still flattert in die Tiefe,
Ist's nicht, als ob verloren ging
Selbst jeder ihrer Briefe?

Die Bäume nickten so bekannt,
Sind gleichfalls alte Freunde,
Doch bleibt geschieden, bleibt verbannt
Die grüne Laubgemeinde.

Man scheidet auch, man flieht den Wald
Und sein geheimes Klagen,
Und weiß sich aus dem Sinne bald
Das düstre Bild zu schlagen.

Doch spricht, wann uns das Weh' verließ,
Wär' uns vergönnt zu schauen
Ein gäher unheilbarer Riß
Durch liebendes Vertrauen?

Levitschnigg.

Tittel.

Das Plateau von Tittel ward seiner Zeit oft genannt. Eine Beschreibung dieses Terrainabschnittes, einer natürlichen Festung dürfte sohin unsern Lesern nicht uninteressant sein. Der Tittler Berg ist ein 3 Stunden langes, 1½ Stunde breites Tafelland mit sehr steilen 20 bis 23 Klaftern hohen Böschungen, welche von einer Menge kleiner Risse durchfurcht sind, die eben so viele für Kavallerie und Infanterie benüzbare Zugänge bilden, während Geschütz nur auf den vorhandenen Wegen die Höhe erreichen kann. Das Plateau, welches sich von Nordwest nach Südost zieht, wird an der steilen und an vielen Punkten selbst unersteiglichen östlichen Seite von der Theiß bespült, deren jenseitiges Ufer, mit

Ausnahme des Dammes, auf Meilen weit durch Sümpfe ungangbar gemacht wird. An dem übrigen Umfange ist das Plateau von der Theiß bis zur Donau von mehr oder minder breiten Sümpfen umschlungen, welche zur Zeit des hohen Wasserstandes — also von Ende April bis Juli vollkommen unzugänglich sind. Im heißen und trockenen Sommer, wie es jener 1849 war, sinkt mit dem Wasserspiegel der Flüße auch jener der Sümpfe um 6 bis 9 Fuß, und dann gibt es, besonders zwischen Bilova und Mossorin, so wie nördlich des letztern Punktes viele Stellen, wo mit dem Boden vertraute Infanterie, auch Kavallerie einzeln durchkommen kann. Von der Landseite hat das Plateau nur zwei Zugänge: die Straße, welche von Szegedin über Bacse, Földvár, Josephdorf und Mossorin, dann jene, die von Neusäß aus der Bácska über Bilova nach Tittel führt. Beide durchziehen unmittelbar vor dem Plateau als Dammstraßen den Gürtel der Sümpfe, und zwar die erstern mehr als eine Stunde Weges, die zweite nur 800 bis 1000 Schritte. Durch diese Bodenverhältnisse ist der sehr gut gebaute und ausgedehnte Ort Mossorin bei weitem weniger den Gefahren eines Angriffes ausgesetzt, als das kleinere im Ertrage der feindlichen Angriffsbatterien liegende Dorf Bilova. Der südlich des Plateau gelegene kleine Ort Lok hängt nur durch einen Damm mit Ersteren zusammen, ist übrigens rings von tiefen Sümpfen umgeben, und in keiner Verbindung mit dem äußern Festboden. Der Ort Tittel ist groß und regelmäßig gebaut; dessen Schiff-Etablissements und Magazine liegen längs der Theiß, die hier 250 bis 300 Schritte Breite hat. Ihr linkes Ufer, ein ganz offener Ried, ist in der Zeit des Hochwassers überschwemmt, und dann bildet die längs dem Bega Kanal nach dem eine Wegstunde entfernten Perlaß ziehende Dammstraße die einzige feste Verbindung mit dem Banate. Sinken die Wässer, so wird der Ried fast ganz trocken, und kann bis Perlaß in jeder Richtung durchschritten werden. Als Lagerplatz ist jedoch der Tittler Berg sehr ungünstig; denn nebst dem Mangel an gutem Trinkwasser leiden die Truppen viel von der Sonnenhitze aus Mangel an schattigen Plätzen, noch mehr aber zur Nachtzeit durch die schädliche Einwirkung der Sumpfluft.

Miszellen.

— Die ganze unterseeische elektrische Telegraphenlinie zwischen Dover und Calais (oder eigentlich zwischen Dover und Cap Grinez), ist gelegt worden. Um halb 11 Uhr Morgens begann die Arbeit. Bei ruhiger See und günstigem Winde verließ der „Go-

Uah," mit Borräthen für den Tag versehen und mit 30 Matrosen bemannt den Hafen von Dover. Der Cylinder oder die Trommel, welche die 39 Meilen telegraphischen Drahtes trug, hat eine Länge von 15 und eine Höhe von 7 Fuß. Der Draht ist ein Zehntel Zoll dick; die Gutta-Percha Verhüllung hat die Dicke eines kleinen Fingers. Das gesammte Gewicht des Drahtes betrug fünf Tonnen, das Gewicht des Cylinders zwei Tonnen. So wie das Schiff in offener See war, steuerte es in der Geschwindigkeit 3—4 Meilen die Stunde gerade auf Cap Grinez (auf halbem Wege zwischen Calais und Boulogne, 21 Meilen von Dover entfernt) los. Die Arbeit des Drahtabwickelns ging durchaus befriedigend von Statten. In der Entfernung von einer sechzehntel Meile ward jedes Mal ein Bleigewicht von 14—25 Pf. Schwere an den Draht befestigt, um denselben auf den Grund der See zu senken. In der Nähe der englischen Küste ist die Tiefe der See 30 Fuß und variirt näher nach Frankreich zu von 100—180 Fuß (30 Faden), der größten Tiefe, welche sie auf der ganzen Strecke, durch welche der Telegraph gelegt wurde erreicht. Ueber ein paar gefährliche Treibsandstellen (Ridge und Barne genannt), in der Mitte des Kanals, zwischen welchen sich ein tiefes Thal hinzieht, kam man glücklich weg. Um halb 9 Uhr Abends telegraphirte der neue Telegraph die Nachricht von seiner Vollendung nach Dover.

— Von Paris wird geschrieben: Madame Heald (Lola Montez), welche vor einigen Tagen aus ihrer kostbaren Wohnung entflohen ist, hat Paris nicht verlassen. Die Polizei ist in Kenntniß gesetzt worden, daß die schöne Abenteuerin sich incognito in der Nähe der Hauptstadt aufhält. Zur Entdeckung ihrer Spuren führten die häufigen Besuche, welche ihr Kammermädchen im Pfandhause machte, wo sie Spitzen und Edelgeschmeide von großem Werth für ihre Herrin hinterlegt haben soll. Lola Montez will ihre Memoiren herausgeben; ein englischer Buchhändler hat ihr bedeutende Summen dafür geboten.

— In Berlin ereignete sich vor einigen Tagen bei einem sehr großen Banquierhause folgender Fall, der von der großen Rechtlichkeit und von dem großen Stolze der dortigen Geldmänner auf ihre Sicherheit bei Geldauszahlungen Zeugniß gibt. Ein anderes Berliner Handlungshaus bezog von diesem Banquierhause die Summe von 16,000 Thlrn. Der Bote, welcher das Geld empfing, lieferte aber statt 16,000 Thlrn. 18,000 Thlr. ab, und das Handlungshaus, welches das Geld erhalten hatte, schickte sofort 2000 Thlr. mit dem Bemerkn zurück, daß diese Summe aus Versehen zu viel gezahlt worden sei. Der Kassirer, welcher das Gold ausgezahlt hatte, gab zur Antwort, er werde die 2000 Thlr. nicht annehmen, er habe richtig ausgezahlt, er versehe sich niemals

bei seinen Zahlungsleistungen. Obschon trotz wiederholten und speziellen Nachzahlens 2000 Thlr. mehr blieben, so beharrte dennoch der Kassirer bei seiner Aeußerung, daß er sich nicht irren könne. Für's Erste ist die streitige Summe deponirt worden, da weder der Kassirer sie zurücknehmen, noch das andere Handlungshaus sie behalten will.

— In Müller's Kunstverlag ist eben erschienen: Reverie. Paroles de Mr. Stevens. Musique du Prince Richard de Metternich (Sohn des ehemaligen Staatsministers.)

— Reisepaß für Jenny Lind. Die „Zeitung für die elegante Welt“ bringt einen scherzhaften Reisepaß für Jenny Lind, in welchem folgende „besondere Kennzeichen“ vorkommen: Hat auf der linken Seite ein rechtes Herz. Sie ist sanft und doch hinreißend. Sie ist eine ausgelernte Spielerin und doch gewinnt Der, der mit ihr spielt (und singt). Sie hat nicht bloß Metall in der Tasche, sondern auch in der Kehle; sie ist die sanfteste Person und hat doch viele Auftritte, die allgemeine Sensation erregen. Sie hat einen kleinen Fuß und macht doch große Fortschritte; ihr Ruf ist fest gegründet und fliegt doch durch ganz Europa und über die Meere; sie ist sehr verschlossen und hat doch schon Manchem aus der Klemme geholfen; sie singt oft, wird aber öfters noch mehr angezungen; sie hat eine kleine zarte Hand, hebt aber damit an einem Abend oft mehr denn tausend Pfund; sie hat keine Kenntniß von der Baukunst und macht doch überall gute Häuser, mit einem Wort: sie heißt Jenny und ist Genie.

— „Deutschland, seine Höfe, sein Lager und sein Volk.“ (Germania, its Courts, Camps, and People. London, 1850. 2 vols.) Unter diesem Titel hat die Baronin Blaze de Bury, die Verfasserin des Romans „Mildred Vernon“, ein Werk herausgegeben, in welchem sich, wenn wir englischen Blättern trauen dürfen, höchst werthwürdige Enthüllungen über die verschiedenen Monarchen und Höfe Europa's während der letzten Revolutionen befinden. „Um eine Idee von dem Umfang und der Mannigfaltigkeit seines Inhalts zu geben,“ schreibt der „Globe“, „bemerken wir, daß Preußen, Oesterreich, Ungarn, Baiern, Sachsen, Serbien, Steiermark (eine sonderbare Reihenfolge!) Tyrol, Hannover, Braunschweig, Italien u. zu den von der Verfasserin durchreisten Ländern gehören. Die ausgezeichneten Personen aufzuzählen, mit welchen sie in Berührung kam oder über welche sie Anekdoten erzählt, wäre unmöglich: die Liste derselben schließt Namen ein, wie die des Kaisers von Rußland und des Kaisers von Oesterreich, der Könige von Preußen, Hannover, Baiern und Württemberg, des Grafen von Chambord (Heinrich V.), der Königinnen von Baiern und von Preußen, der Kaiserin-Mutter von Oesterreich, des Groß-

Die Schlucht!

Urpötzlich durch die Seele geht
Ein räthselhaftes Trauern,
Wenn man in wilden Klüften steht,
D'raus Wasser niederschauern.

Man denkt der Vorzeit fort und fort,
Und wie vielleicht vor Jahren
Die Blumen beider Ufer dort
Noch Spielgenossen waren.

Nun aber hält getrennt die Klust
Für immerdar die Kleinen;
Ein Wunder müßte nur den Duft
Zum Felsensteg versteinen,

Und wenn ein weißer Schmetterling
Still flattert in die Tiefe,
Ist's nicht, als ob verloren ging
Selbst jeder ihrer Briefe?

Die Bäume nickten so bekannt,
Sind gleichfalls alte Freunde,
Doch bleibt geschieden, bleibt verbannt
Die grüne Laubgemeinde.

Man scheidet auch, man flieht den Wald
Und sein geheimes Klagen,
Und weiß sich aus dem Sinne bald
Das düstre Bild zu schlagen.

Doch spricht, wann uns das Weh' verließ,
Wär' uns vergönnt zu schauen
Ein gäher unheilbarer Riß
Durch liebendes Vertrauen?

Levitschnigg.

Tittel.

Das Plateau von Tittel ward seiner Zeit oft genannt. Eine Beschreibung dieses Terrainabschnittes, einer natürlichen Festung dürfte sohin unsern Lesern nicht uninteressant sein. Der Tittler Berg ist ein 3 Stunden langes, 1½ Stunde breites Tafelland mit sehr steilen 20 bis 23 Klaftern hohen Böschungen, welche von einer Menge kleiner Risse durchfurcht sind, die eben so viele für Kavallerie und Infanterie benüzbare Zugänge bilden, während Geschütz nur auf den vorhandenen Wegen die Höhe erreichen kann. Das Plateau, welches sich von Nordwest nach Südost zieht, wird an der steilen und an vielen Punkten selbst unersteiglichen östlichen Seite von der Theiß bespült, deren jenseitiges Ufer, mit

Ausnahme des Dammes, auf Meilen weit durch Sümpfe ungangbar gemacht wird. An dem übrigen Umfange ist das Plateau von der Theiß bis zur Donau von mehr oder minder breiten Sümpfen umschlungen, welche zur Zeit des hohen Wasserstandes — also von Ende April bis Juli vollkommen unzugänglich sind. Im heißen und trockenen Sommer, wie es jener 1849 war, sinkt mit dem Wasserspiegel der Flüsse auch jener der Sümpfe um 6 bis 9 Fuß, und dann gibt es, besonders zwischen Bilova und Mossorin, so wie nördlich des letztern Punktes viele Stellen, wo mit dem Boden vertraute Infanterie, auch Kavallerie einzeln durchkommen kann. Von der Landseite hat das Plateau nur zwei Zugänge: die Straße, welche von Szegedin über Bacse, Földvár, Josephdorf und Mossorin, dann jene, die von Neusatz aus der Bácska über Bilova nach Tittel führt. Beide durchziehen unmittelbar vor dem Plateau als Dammstraßen den Gürtel der Sümpfe, und zwar die erstern mehr als eine Stunde Weges, die zweite nur 800 bis 1000 Schritte. Durch diese Bodenverhältnisse ist der sehr gut gebaute und ausgedehnte Ort Mossorin bei weitem weniger den Gefahren eines Angriffes ausgesetzt, als das kleinere im Ertrage der feindlichen Angriffsbatterien liegende Dorf Bilova. Der südlich des Plateau gelegene kleine Ort Lock hängt nur durch einen Damm mit Ersteren zusammen, ist übrigens rings von tiefen Sümpfen umgeben, und in keiner Verbindung mit dem äußern Festboden. Der Ort Tittel ist groß und regelmäßig gebaut; dessen Schiff-Etablissements und Magazine liegen längs der Theiß, die hier 250 bis 300 Schritte Breite hat. Ihr linkes Ufer, ein ganz offener Nied, ist in der Zeit des Hochwassers überschwemmt, und dann bildet die längs dem Bega Kanal nach dem eine Wegstunde entfernten Perlaß ziehende Dammstraße die einzige feste Verbindung mit dem Banate. Sinken die Wässer, so wird der Nied fast ganz trocken, und kann bis Perlaß in jeder Richtung durchschritten werden. Als Lagerplatz ist jedoch der Tittler Berg sehr ungünstig; denn nebst dem Mangel an gutem Trinkwasser leiden die Truppen viel von der Sonnenhize aus Mangel an schattigen Plätzen, noch mehr aber zur Nachtzeit durch die schädliche Einwirkung der Sumpfluft.

Miszellen.

— Die ganze unterseeische elektrische Telegraphenlinie zwischen Dover und Calais (oder eigentlich zwischen Dover und Cap Grinez), ist gelegt worden. Um halb 11 Uhr Morgens begann die Arbeit. Bei ruhiger See und günstigem Winde verließ der „Go-

liab," mit Vorräthen für den Tag versehen und mit 30 Matrosen bemannt den Hafen von Dover. Der Cylinder oder die Trommel, welche die 39 Meilen telegraphischen Drahtes trug, hat eine Länge von 15 und eine Höhe von 7 Fuß. Der Draht ist ein Zehntel Zoll dick; die Gutta-Percha Verhüllung hat die Dicke eines kleinen Fingers. Das gesammte Gewicht des Drahtes betrug fünf Tonnen, das Gewicht des Cylinders zwei Tonnen. So wie das Schiff in offener See war, steuerte es in der Geschwindigkeit 3—4 Meilen die Stunde gerade auf Cap Grinez (auf halbem Wege zwischen Calais und Boulogne, 21 Meilen von Dover entfernt) los. Die Arbeit des Drahtabwickelns ging durchaus befriedigend von Statten. In der Entfernung von einer sechzehntel Meile ward jedes Mal ein Bleigewicht von 14—25 Pf. Schwere an den Draht befestigt, um denselben auf den Grund der See zu senken. In der Nähe der englischen Küste ist die Tiefe der See 30 Fuß und variiert näher nach Frankreich zu von 100—180 Fuß (30 Faden), der größten Tiefe, welche sie auf der ganzen Strecke, durch welche der Telegraph gelegt wurde erreicht. Ueber ein paar gefährliche Treibsandstellen (Ridge und Barne genannt), in der Mitte des Kanals, zwischen welchen sich ein tiefes Thal hinzieht, kam man glücklich weg. Um halb 9 Uhr Abends telegraphirte der neue Telegraph die Nachricht von seiner Vollen- dung nach Dover.

— Von Paris wird geschrieben: Madame Heald (Cola Montez), welche vor einigen Tagen aus ihrer kostbaren Wohnung entflohen ist, hat Paris nicht verlassen. Die Polizei ist in Kenntniß gesetzt worden, daß die schöne Abenteuerin sich incognito in der Nähe der Hauptstadt aufhält. Zur Entdeckung ihrer Spuren führten die häufigen Besuche, welche ihr Kammermädchen im Pfandhause machte, wo sie Spitzen und Edelgeschmelde von großem Werth für ihre Herrin hinterlegt haben soll. Lola Montez will ihre Memoiren herausgeben; ein englischer Buchhändler hat ihr bedeutende Summen dafür geboten.

— In Berlin ereignete sich vor einigen Tagen bei einem sehr großen Banquierhause folgender Fall, der von der großen Rechtllichkeit und von dem großen Stolze der dortigen Geldmänner auf ihre Sicherheit bei Geldauszahlungen Zeugniß gibt. Ein anderes Berliner Handlungshaus bezog von diesem Banquierhause die Summe von 16,000 Thlrn. Der Bote, welcher das Geld empfing, lieferte aber statt 16,000 Thlrn. 18,000 Thlr. ab, und das Handlungshaus, welches das Geld erhalten hatte, schickte sofort 2000 Thlr. mit dem Bemerkn zurück, daß diese Summe aus Versehen zu viel gezahlt worden sei. Der Kassirer, welcher das Gold ausgezahlt hatte, gab zur Antwort, er werde die 2000 Thlr. nicht annehmen, er habe richtig ausgezahlt, er versehe sich niemals

bei seinen Zahlungseinstellungen. Obschon trotz wiederholten und speziellen Nachzählens 2000 Thlr. mehr blieben, so beharrte dennoch der Kassirer bei seiner Aeußerung, daß er sich nicht irren könne. Für's Erste ist die streitige Summe deponirt worden, da weder der Kassirer sie zurücknehmen, noch das andere Handlungshaus sie behalten will.

— In Müller's Kunstverlag ist eben erschienen: Reverie. Paroles de Mr. Stevens. Musique du Prince Richard de Metternich (Sohn des ehemaligen Staatsministers.)

— Reisepaß für Jenny Lind. Die „Zeitung für die elegante Welt“ bringt einen scherzhaften Reisepaß für Jenny Lind, in welchem folgende „besondere Kennzeichen“ vorkommen: Hat auf der linken Seite ein rechtes Herz. Sie ist sanft und doch hinreißend. Sie ist eine ausgelernte Spielerin und doch gewinnt Der, der mit ihr spielt (und singt). Sie hat nicht bloß Metall in der Tasche, sondern auch in der Kehle; sie ist die sanfteste Person und hat doch viele Auftritte, die allgemeine Sensation erregen. Sie hat einen kleinen Fuß und macht doch große Fortschritte; ihr Ruf ist fest gegründet und fliegt doch durch ganz Europa und über die Meere; sie ist sehr verschlossen und hat doch schon Manchem aus der Klemme geholfen; sie singt oft, wird aber öfters noch mehr angefangen; sie hat eine kleine zarte Hand, hebt aber damit an einem Abend oft mehr denn tausend Pfund; sie hat keine Kenntniß von der Baukunst und macht doch überall gute Häuser, mit einem Wort: sie heißt Jenny und ist Genie.

— „Deutschland, seine Höfe, sein Lager und sein Volk.“ (Germania, its Courts, Camps, and People. London, 1850. 2 vols.) Unter diesem Titel hat die Baronin Blaze de Bury, die Verfasserin des Romans „Mildred Vernon“, ein Werk herausgegeben, in welchem sich, wenn wir englischen Blättern trauen dürfen, höchst werkwürdige Enthüllungen über die verschiedenen Monarchen und Höfe Europa's während der letzten Revolutionen befinden. „Um eine Idee von dem Umfang und der Mannigfaltigkeit seines Inhalts zu geben,“ schreibt der „Globe“, „bemerken wir, daß Preußen, Oesterreich, Ungarn, Baiern, Sachsen, Serbien, Steiermark (eine sonderbare Reihenfolge!) Tyrol, Hannover, Braunschweig, Italien u. zu den von der Verfasserin durchreisten Ländern gehören. Die ausgezeichneten Personen aufzuzählen, mit welchen sie in Berührung kam oder über welche sie Anekdoten erzählt, wäre unmöglich: die Liste derselben schließt Namen ein, wie die des Kaisers von Rußland und des Kaisers von Oesterreich, der Könige von Preußen, Hannover, Baiern und Württemberg, des Grafen von Chambord (Heinrich V.), der Königinnen von Baiern und von Preußen, der Kaiserin-Mutter von Oesterreich, des Groß-

herzogs von Baden, der Erzherzoge Johann, Franz und Stephan von Oesterreich, des Herzogs Wilhelm von Braunschweig, des Prinzen von Preußen, des Prinzen Johann von Sachsen, der Gräfin Batthyányi, Madame Kossuth &c. Unter den Staatsmännern, Feldherrn und Haupttheilnehmern an den revolutionären Bewegungen begegnen wir Radowiz, v. Gager, Schwarzenberg, Bekk, Esterhazy, dem Ban Jellachich, Windischgrätz, Radetzky, Welden, Haynau, Wrangel, Pillersdorf, Kossuth, Blum, Görgey, Batthyányi, Pulszky, Klapka, Bem, Dembinsky, Hecker, Struve &c." Wenn diese zu sehr nach einem Puff schmeckende Anzeige nur einige Körnlein Wahrheit enthält, so muß das Werk in der That von hohem Interesse sein und dürfen wir daher — wenn anders die Preßpolizei nicht dazwischen tritt — mit nächstem einer deutschen Uebersetzung entgegensehen.

Laut einer in dem allgemeinen Polizei Anzeiger enthaltenen Kundmachung ist es nunmehr nach Jahren durch einen glücklichen Zufall gelungen dem Verstecke der höchst verschmitzten Gauner King Henri, richtiger Whilliam Whitacker aus England und Reale Georg angeblich aus Calcutta, welche im Monat Oktober 1845 in Hanau und Frankfurt a. M. sehr große Wechselbetrügereien im Betrag von ungefähr 250,000 Gulden verübt haben, und dann mit den erhobenen Geldern und den mit falschen Wechseln erkauften sehr werthvollen Pretiosen spurlos verschwunden sind, auf sichere Spur zu kommen. Ein Reisender des von oben genannten Gaunern um die Summe von ungefähr 45000 fl. betrogenen Juweliers Weißhaupt in Hanau kam nämlich im verfloßenen Jahre nach Jassit und erfuhr zufällig, daß dort sehr kostbare Pretiosen, namentlich eine Dose und ein Armband, welches letztere allein 21,000 Gulden gekostet haben soll, und welche den seinem Prinzipal von King und Reale abgeschwindelten Gegenständen ganz ähnlich waren, zum Verkauf ausgedoten worden sind. — Ein dortiger Aga Franz Haddig war im Besiz derselben, welcher Verwandte in Dresden hatte, die sodann in der Person der angeblichen französischen Obersten Garet aus Straßburg und seiner Frau geb. Whitacker ermittelt wurden. —

Auf Grund der in Dresden gesammelten Notizen gelang es die Verhaftung der Haddig'schen Eheleute so wie die Beschlagnahme ihres bedeutenden Vermögens und der dem Weißhaupt in Hanau durch Betrug entzogenen Pretiosen, welche nach vorgenommener Beaugenscheinigung als Weißhaupt'sche Fabrikate erkannt worden sind, zu bewirken, so wie in Folge der weiter gepflogenen polizeilichen Erhebungen auch der obgenannte Garet in Dresden

als der Mitwisserschaft verdächtig, nebst seiner Frau verhaftet werden konnte.

Der sogenannte Henri King hat sich bereits seit den Jahren 1823 als gewerbsmäßiger Betrüger in allen Ländern umhergetrieben und schon im Jahre 1823 unter dem Namen Warren ein Handlungshaus zu Livorno um die Summe von 600,000 Franken betrogen. Seitdem lebt er als Haupt einer ausgebreiteten jüdischen Diebsfamilie, deren Stammbaum sich in Dresdner Polizeiakten befindet. —

Georg Reale ist ein Neffe der Whitacker und die Seele der ganzen Familie.

Zur Vertreibung der gestohlenen oder durch Betrug an sich gebrachten Waaren wurden bisher die andern Familienglieder verwendet.

Whitacker wurde von den Seinigen „Napoleon“ genannt — der Hauptsiz dieser Gauner ist in London.

Wien, 5. September. Gestern um halb sechs Uhr Abends hat Herr Karl Kirsch bei dem günstigsten Wetter seine Luftfahrt angetreten. Als er in die Gondel stieg, erhob sich der Ballon mit Blitzesschnelle und als er ungefähr mehre hundert Fuß hoch in den Lüften war, entfaltete Herr Kirsch die Fahne und ließ weiße Bänder und Gedichte herabfallen. Der Ballon dürfte beinahe 4000 Fuß hoch gekommen sein und um 6 Uhr ungefähr fiel er in Grünau sehr sanft herab. Vier Schnitter, die eben dort arbeiteten, waren Hrn. Kirsch beim Landen und Packen des Ballons behilflich. Um 7 Uhr kam Herr Kirsch, von einem zahlreichen Publikum begleitet, unter Jubel auf den Feuerwerksplatz ganz wohlbehalten zurück.

— Fräulein Rachel beginnt am 18. September ihre Gastvorstellungen im Hofopertheater mit „Les Horaces“ von Corneille und „Le Mari de la veuve“ von Alexander Dumas. Die Preise sind dieselben wie bei den Vorstellungen des Fr. Lind im Theater an der Wien.

— Das neue im Hofopertheater aufgeführte Drama „Johanna von Neapel“ ist durchgefallen; Hr. Otto Prechtler scheint nicht berufen zu sein, dem deutschen Drama auf die Füße zu helfen.

Paris, Herr Guizot wird, dem Vernehmen nach, eine Geschichte des Hauses Orleans schreiben, wozu ihm Louis Philipp einige Tage vor seinem Tode mehrere Notizen übersandt hatte.

London. Die Leiche Louis Philipps ist von 4 Särgen umschlossen, der erste, worin sie liegt, ist aus Mahagoniholz mit weißem Atlas ausgeschlagen, der zweite von Blei, der dritte wieder von Mahagoniholz, so wie der vierte der mit schwarzem, reich mit Silber verzierten Sammt überzogen ist.